

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 24 (1968)
Heft: 6

Artikel: Vom guten Stil im Alltag
Autor: Spuler, Linus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schüler reich zu beschenken. Der Schreibende verdankt seine schönsten Schulerinnerungen dem Deutschlehrer am Gymnasium: es war Wilhelm Altwegg. *Louis Wiesmann*

Vom guten Stil im Alltag

Von Linus Spuler

Vom guten Stil zu handeln wäre müßig, wenn Stil nur Sache des Geschmacks wäre. Der sprachliche Geschmack, bei den meisten als Sprachgefühl wirksam, hat gewiß einiges zu sagen, aber zum Glück ist der Stil, d. h. die Eigenart der Mitteilung, die Art und Weise des Ausdrucks, *nicht* auf den allzu oft schwankenden Grund des Gefühls angewiesen. Jeder Stilist und die zahlreichen Stillehrer bestätigen, daß es für den stilistisch einwandfreien Text feste und klare Richtlinien gibt. Stilistisch keinen Anstoß erregen heißt aber noch nicht einen vorbildlichen Stil schreiben! *Guter* Stil stützt sich auf bestimmte Regeln und vor allem auf beharrliches Üben, er setzt insbesondere eine *klare und genaue Denkweise* voraus.

Bevor hiezu mehr gesagt werde, wollen wir zuerst einmal fragen: Was geschieht eigentlich im Sprechvorgang? (Für Sprechvorgang können wir selbstverständlich auch Schreibvorgang setzen; alle Äußerungen beziehen sich hier sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Mitteilung.) Was geschieht also durch die Sprache? Durch die *Sprache* (1) sagt der *Mensch* (2) *etwas* (3) aus und teilt es *andern* (4) mit. Vier Gegebenheiten bestimmen somit die sprachliche Äußerung und ihre stilistische Form: 1. der Redende bzw. Schreibende, 2. der Angesprochene, 3. die Sache, der Gegenstand, 4. die Sprache selber, d. h. jenes Gefüge aus Wörtern und Sätzen, das die Gedanken mitzeugt und weiterträgt. Dabei fällt auf, daß neben der rein sprachlichen drei außersprachliche Gegebenheiten eine Rolle spielen, nämlich der Verfasser, der Hörer oder Leser und der Gegenstand. Diese drei Größen prägen den Stil mit, und zwar auf eine vorwiegend subjektive Weise, die dem Zugriff der Stillehre, als einer eher objektiv zu wertenden Größe, zum guten Teil entgeht. Hier also, in der Art, wie der

Verfasser eines Textes den Leser ansprechen und den Gegenstand beleuchten will, warum er ihm dies oder das auf diese oder jene Art jetzt oder später sagt, liegt der Ursprung, das Geburtsbett jener tausend und abertausend Eigentümlichkeiten, die bewirken, daß der Hans eben wie der Hans und der Heiri eben wie der Heiri schreibt. Hans und Heiri ... jeder hat seinen eigenen Stil wie seine eigene Nase (Lessing). Ob ihr Stil auch gut sei, entscheidet weitgehend die vierte Gegebenheit im Sprachvorgang, die Sprache als Trägerin und Übermittlerin der Gedanken.

Verweilen wir kurz bei den Gegebenheiten zwei, drei und vier! Jeder Redende oder Schreibende sollte sich bewußt sein, was *er* erreichen will, was *er* mitteilen will, in welchem Licht *er* einen Vorgang oder Sachverhalt dartun will. Damit ist auch gesagt, daß je nach der persönlichen Absicht der Stil anders geprägt wird, und insbesondere, daß dichterische Absicht in eine ganz andere Stilwelt weist als die Absicht gewöhnlicher Mitteilung, Berichterstattung, Beschreibung, Aufforderung usw. Der Dichter gestaltet als Künstler und nach dem Diktat seiner Kunstauffassung. Für unsere Fragestellung „Was heißt guter Stil?“ klammern wir deshalb das Dichterische aus; „guter Stil“ bleibt hier allein auf die sogenannte Gebrauchsprosa bezogen. — Die Absicht des Verfassers sollte stets in erster Linie um den Inhalt des Textes kreisen und nicht den eigenen, persönlichen Stil um jeden Preis bezwecken; „eigene“ Ausdrucksweise ergibt sich nämlich von selbst, wenn der Autor eine eigene geistige Haltung vertritt und die ihr gemäße Sprachform verwirklicht. Doch, wir wollen nicht vorgreifen! — Die vierte Gegebenheit im Sprech- oder Schreibvorgang sei der Angesprochene, sagten wir, derjenige, *für den* ein Text verfaßt wird. Das bedeutet, daß sich der Verfasser weitgehend dem Hörer oder Leser anzupassen hat, daß der Leser möglichst mühelos verstehen, vom Text möglichst gefesselt, erfreut, überzeugt, gewonnen werden soll. Unter diesem Gesichtspunkt wird Schreiben und Reden zum Dienst am Nächsten, in der Geschäftswelt zum Dienst am Kunden. — Als dritte Größe, die den Schreibvorgang kennzeichnet und den Schreibenden oder Sprechenden bindet, erwähnten wir die Sache, den Gegenstand. Das heißt, der Text soll sachgemäß sein, der Verfasser leiste vor allem auch *Dienst an der Sache*. Gegenstand, Sache bedeutet mehr als Stoff, als objektiv Gegebenes. Eine Landschaft z. B. kann der Erlebnisschilderung dienen, d. h. ich fasse in Worte, wie sie sich als lebendige Wirklichkeit offenbart; sie kann aber

auch Stoff einer erdkundlichen Untersuchung sein und wird somit zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Abhandlung; oder ich kann das Gelände der gleichen Landschaft unter militärischen Gesichtspunkten beschreiben und beurteilen. Jedesmal ist trotz des gleichen Stoffes (der Landschaft) der Gegenstand des Textes ein anderer, infolgedessen auch die Auswahl der Einzelheiten sowie die Art des Ausdrucks, der Stil, verschieden. Wollte ich z. B. in einer militärischen Geländebeschreibung Busch und Wald mit stimmungsgeladenen Worten malen, würde ich mich lächerlich machen, weil das Stimmungsvolle in einem Text für militärische Zwecke nichts zu suchen hat. Ein Text wird dem Gegenstand gemäß, wenn der Verfasser klar den Sinn der Aufgabe, d. h. seine Absicht, sein Vorhaben erkannt hat und sich so davon einnehmen läßt, daß allein noch die geeignete Art der Verwirklichung seiner Aufgabe zählt.

Die geeignete Art der Verwirklichung! Damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Fragestellung zurück, zur Sprache als Trägerin und Vermittlerin der Gedanken. Die Sprache als Mittel der Verständigung ist ein objektives Sinngefüge, ein Gemeinschaftsgebilde, das durch den Duden fixiert ist. Dem muß jeder Verfasser Rechnung tragen; er darf die sprachlichen Mittel nicht willkürlich einsetzen, weil er sonst die Verständigung verunmöglicht oder doch gefährdet. Mit andern Worten: bevor wir Stil als Eigenart des sprachlichen Ausdrucks zu bestimmen versuchen, müssen wir die sprachliche Richtigkeit, die Sicherheit in der Formen- und Satzlehre feststellen können. Wer fehlerhaft spricht oder schreibt, wird auf seinen Stil hin schon gar nicht geprüft; seine Sprache ist schlechthin ungenießbar und steht überhaupt nicht zur Diskussion. Die Ausnahme hiezu stellt sich dort ein, wo das Fehlerhafte Stilmittel ist und künstlerischen Absichten dient, wie z. B. in Dürrenmatts Text „Die Panne“. Aber wir haben das Dichterische aus unseren Betrachtungen ausgeschlossen. Stil, guter Stil als höhere Stufe sprachlichen Könnens, baut auf der Sprachrichtigkeit auf, und es ist bezeichnend hiefür, daß viele sogenannte Stilfehler eigentlich Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit, d. h. gegen Formen- und Satzlehre sind. Deshalb könnten manche Textbewertungen, die von schlechtem Stil sprechen, einfach lauten: „Voller Sprachfehler, Grammatikbeherrschung mangelhaft!“

Es ist nun an der Zeit, der Frage „Was ist guter Stil?“ nicht länger auszuweichen. Das bisher Gesagte hat gewissermaßen als Vor-

frucht des nun Folgenden Kräfte und Einflußbereiche des guten Stils umrissen und den Nachweis geführt, daß wir unsere Frage nur auf die Texte des täglichen Lebens im Beruf- und Privatbereich, auf Texte der Presse usw. beziehen können.

Was also heißt „guter Stil“ in der Prosa, die wir täglich hören, lesen oder selber verfassen? Alle Stilisten der Zeitungs-, Geschäfts- und Verkehrssprache bekennen, daß es in der sogenannten Sach- und Zweckprosa keinen guten Stil an sich, sondern nur einen zweckmäßigen und einen zweckwidrigen Stil gibt; der zweckmäßige ist der gute, der zweckwidrige der schlechte Stil. Aus dieser Sicht läßt sich unsere Frage so beantworten: *höchste Zweckmäßigkeit ist höchster Stil*. Guter Stil ist nicht „schöner“ Stil, an dem man sich „ergötzen“ kann, guter Stil teilt einen Gegenstand auf die zweckmäßigste Weise mit, d. h. guter Stil läßt die Sache, um die es geht, klar, kurz und lebendig heraustreten und macht dem Leser das Verstehen der Sache so leicht, daß alles „einleuchtet“, ehe man überhaupt an Stil denkt. Tatsächlich passiert es uns immer wieder, daß wir beim Lesen die Frage nach dem Stil erst stellen, wenn wir Mühe zu verstehen haben, wenn der Gegenstand des Textes ungreifbar, verschwommen bleibt. Ebenso sind wir umgekehrt gerne bereit zu sagen: „Das ist guter Stil“, wenn wir mühelos, mit Lustgefühl und ohne Unklarheiten den Text erfassen. Wir sehen: guter Stil sagt zweckmäßigen Stil, sachgemäße Ausdrucksweise, die einen Gegenstand kurz, klar, lebendig und anschaulich mitteilt. Tritt hiezu noch der Sinn für Wohlklang und Rhythmus, so wird auch das ganz feine Sprachgefühl befriedigt.

Damit können wir uns den Kennzeichen des guten Stils (der Sach- oder Zweckprosa) zuwenden. Zweckmäßige Ausdrucksweise verlangt den treffenden, lebendigen, klaren und knappen Ausdruck. Alle Stilregeln, so vielseitig sie sein mögen, lassen sich einem dieser vier Merkmale zuordnen.

Das Merkmal der *Träufheit* will dem Leser ein richtiges Bild von der Sache vermitteln, die Begriffe genau umreißen; es verlangt für jedes Ding das richtige Wort, den besonderen Begriff statt des Allgemeinbegriffes (z. B. *Moor*, *Schlick*, *Watt* statt allgemein *Sumpf*; *Ackergaul*, *Fuchs*, *Stute* statt allgemein *Pferd*; *Palast*, *Turm*, *Wolkenkratzer* statt allgemein *Haus*); der treffende Ausdruck duldet keine Modewörter (*Sektor*, *letzten Endes*, *in Wegfall kommen*), die den sogenannten Schablonenstil kennzeichnen,

er duldet keine Schwammwörter, die überall hinpassen und deshalb nirgends am Platze sind (z. B. *direkt, Interesse, Faktor, Verhältnisse*), aber auch keine Fremdwörter, wenigstens keine solchen, für die es gute deutsche Begriffe gibt; er verbannt die Phrase, das Leerwort, wozu sich gewöhnlich das (falsche) Pathos gesellt, der Ton, der sich selber zu wichtig nimmt. Dem treffenden, anschaulichen Ausdruck schadet insbesondere der abstrakte Stil, der die Hauptwörter auf *-ung, -heit, -keit, -tät, -ei* liebt, nützt dagegen der konkrete Ausdruck, der sinnfällig ist und jene Bildhaftigkeit zeugt, die ohne Umschweife „ins Bild setzt“. Gegen den treffenden Ausdruck sündigen im weiteren der sogenannte flauere Stil, d. h. das stilistische Leisetreten, bei dem sich der Schreibende scheut, eine Katze eine Katze zu nennen, dafür abschwächende, abkühlende Wörter wählt, die seine Meinung mehr verhüllen als enthüllen (z. B. ich kann nicht umhin, zu...; es dürfte sich ergeben, daß...; immerhin, dagegen wäre zu sagen, daß usw.), und die Verwechslung der Stilschichten, wodurch die jedem Wort eigene Tonart genommen wird und Sätze entstehen können wie: „Wir saßen im Speisewagen und überließen uns den raschen Hantierungen des Zuträgers“, oder: „Punkt drei Uhr gingen die Eröffnungszeremonien los.“

Der gute Stil verlangt neben dem treffenden den *lebendigen* Ausdruck. Warum? Damit die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers nicht nachlasse, damit der Text ihn geradezu banne. Das stilistisch Lebendige, die sprachliche Lebendigkeit greifen im Mark an: 1. die sogenannte Hauptwörterei oder Substantivitis, jene Sucht, die überall statt des einfachen lebendigen Verbs einen Ausdruck aus Hauptwort plus Verb setzt (z. B. *in Beratung ziehen* statt beraten, prüfen; *zum Vorschlag bringen* statt vorschlagen usw.); 2. die umständliche Art, Hauptwörter auf *-ung* für Vorgänge zu verwenden (z. B. die Zurruesetzung, die Fürerledigt-erklärung, das Die-andern-nicht-verstehen-Können usw.). Vorgänge, Handlungen sind Sache der Verben; wer die Handlung in ein Hauptwort zwingt und ein farbloses, blutarmes Verb anleimt, bricht dem Satz den Rückgrat, macht ihn schlaff, langweilig, schwunglos und obendrein schwer verständlich! 3. die überwiegend abstrakte Ausdrucksweise. Mit abstrakten Wörtern beladene Sätze sind tot und dürr, sie sind nicht vom warmen Leben, d. h. vom Sinnfälligen, vom Einzelnen der Umwelt durchpulst. Als Beispiel diene folgender Satz: „Die Menschheit bewahrt bis zum letzten Augenblick Hoffnungen, die sich nie erfüllen.“ Diese ab-

strakt und unanschaulich formulierte „Weisheit“ kleidet der französische Kanzelredner Bossuet in folgende lebendige und träfe Form: „Der Mensch (nicht die Menschheit!) schreitet dem Grabe zu mit der nachschleppenden Kette seiner getäuschten Hoffnungen“ (nach L. Reiners). Wir sehen, wie sehr das Bild, der Vergleich, den konkreten, d. h. den lebendigen Ausdruck fördert. Die begriffliche, abstrakte Sprache versucht, das Allgemeine, das Gesetzmäßige zu erfassen, sie wendet sich an den Geist, an den Verstand des Menschen und wirkt trennend, ordnend, klärend; die bildhafte Sprache versucht, den Blick beim Besonderen und Anschaubaren festzuhalten, sie wendet sich an die Natur des Menschen, an seine Sinne und seine Seele, sie erweckt Teilnahme, d. h. sie belebt und hilft zum anschaulichen Denken. Anschauliches Sprechen und Schreiben ist leichter verständlich, wirkt kraftvoll, es wendet sich an den ganzen Menschen. Selbst ein ordnender, klärender, also vorwiegend abstrakter Text sollte deshalb nicht ohne Bilder und Vergleiche, ohne konkrete Ausdrucksweise auskommen wollen. Zum zitierten Beispiel von Bossuet noch eines von Friedrich Nietzsche: die abstrakt formulierte Erkenntnis „die sittlichen Grundwerte sind bei verschiedenen Völkern verschieden“ hat Nietzsche zur Hälfte abstrakt belassen, die andere Hälfte aber in ein Bild gekleidet, nämlich so: „Vieles fand ich hier böse genannt und dort mit purpurnen Ehren geputzt.“ Jeder Meister des Stils ist auch ein Meister des Bilds, des Vergleichs. Nicht umsonst neigt der Volksmund dazu, jene, die in guten Bildern und Vergleichen reden, als dichterisch begabt zu bezeichnen. Oft läßt sich das Eigentümliche einer Sache nur durch einen Vergleich herausarbeiten; je gekonnter der vergleichende Zugriff, desto besser der Stil. Für Bild und Vergleich haben wir meisterhafte Beispiele in den Sprüchen und Redensarten des Volksmundes. Wie treffend, lebendig, knapp und klar lautet z. B. der Spruch „Morgenstund hat Gold im Mund“ oder: „Wenn Könige bauen, haben die Kärner zu tun!“ — Die lebendige Ausdrucksweise fördern ferner die vorwiegend kurzen Sätze und die Nebenordnung statt Unterordnung, wo immer es ohne Stilbruch und Ausarten in Manier geht. Ein Beispiel: In der Unterordnung heißt es: „Er schrieb, daß er in den nächsten Tagen komme.“ In Nebenordnung lautet dieser Satz: „Er schrieb, er komme in den nächsten Tagen.“ Die Unterordnung zeigt durch Bindewörter an, wie Haupt- und Nebensatz voneinander abhängig sind. Die Nebenordnung verzichtet auf diese

Bindewörter und erreicht einen lebendigeren, kurzweiligeren Satzbau. Man vergleiche: (Unterordnung) „*Wenn* auch das Glück ihm die Mittel und Gelegenheiten bot, *so* lag doch alles Wesentliche in ihm selber“ / (Nebenordnung) „Das Entscheidende lag in ihm: die Mittel, die Gelegenheiten bot das Glück“ (L. Reiners). Wir sehen, daß die Nebenordnung, auch Beiordnung genannt, die Gedanken einander härter gegenüberstellt als die Unterordnung. Auch sie ist, wie alle Stilregeln, weise zu gebrauchen. — Lebendige Ausdrucksweise erkennen wir weiterhin daran, daß eine bekömmliche Unregelmäßigkeit im Satzbau oder Satzschema des Textganzen die Aufmerksamkeit wachhält. Lebendiger Stil wechselt den Satztypus ab; das Schema S P O A (Subjekt, Prädikat, Objekt, Adverbiale) ist das normale, der Satz kann aber auch mit dem Objekt oder mit dem Adverbiale beginnen. Die Satzspitze ist der Platz des besonderen Nachdrucks; guter Stil nützt dies wirkungsvoll aus, wenn er sich stärker an das Gefühl wenden will. Gefühlsbetonte Aussagen sprechen die weitaus meisten Menschen bekanntlich mehr an als rein sachliche Aussagen.

Und nun noch zu den Merkmalen der *Kürze* und der *Klarheit*. *Klar* soll ein Text sein, damit der Leser nicht auf falsche Denkbahnen geleitet werde, damit er mühelos folge und keinem Gedankendunkel gegenüberstehe. Die Sprache ist das Gefäß für unsere Gedanken; ohne klare Sprache klären sich auch keine Gedanken. In der Sach- und Zweckprosa genießt nur der klare Ausdruck Heimatrecht, und wir mißtrauen zu Recht jedem sogenannten dunklen Stil. Einen Sachverhalt untersuchen, abklären, darstellen, über ihn belehren, davon überzeugen kann nur, wer deutliche Vorstellungen hervorruft. Verwerflich ist deshalb jede Art von Stilschlamperei, also Wörter und Sätze mit unfreiwilligem Doppelsinn, der falsche Gebrauch von „um zu“, der Präposition „durch“ usw. Unklar wirken falsch gebrauchte Partizipien (die „verschmitzten Frauenrollen“ eines Lessing! Schillers Vers „Rauchend zog er sein Schwert zurück“ nach dem Schema des „gedörrten Obsthändlers“), unechte Relativsätze (z. B. „Zwei Securitas-Wächter verfolgten den Verbrecher, der aber entkam...“), Folgesätze, die sich auf Attribute beziehen (z. B. „Hinter dem Hause stand *ein mit Äpfeln so reich behangener* Baum, *daß* seine Äste den Boden berührten.“), Stopf- oder Bandwurmsätze, die so überfüllt und in die Länge gezogen sind, daß auch wiederholtes Lesen wenig klärt. Wer klar schreibt, spürt vor allem die erzieherische Schulung des guten Stils, von der ein

berühmter Stilist sagen konnte: Den Stil verbessern heißt seinen Charakter verbessern!

Guter Stil trägt schließlich das Merkmal der *Kürze*. Jeder Text soll nur so viele Worte und Sätze enthalten, als für das richtige und vollständige Erfassen einer Sache, eines Zusammenhanges nötig sind. Die Zeit des Zuhörers soll jedem Sprechenden ebenso kostbar sein wie seine eigene. Schon der alte lateinische Grammatiker wußte hievon ein Liedlein zu singen: „Das Gute ist zweimal so gut, wenn es kurz ist!“ Es gilt, auf eine doppelte Knappheit achtzugeben, 1. auf die sachliche, d. h. der Verfasser soll auf jeden entbehrlichen Gedanken verzichten, 2. auf die sprachliche, d. h. wir müssen auf alle überflüssigen Wörter verzichten. Viel gesündigt wird besonders durch überflüssige Beiwörter (Adjektive). Nur Stümper glauben, sie müssen zu möglichst jedem Hauptwort ein Beiwort setzen und, beispielshalber, der Satz „Das herrliche Gebirge lag in wunderbarem Dämmerlicht“ töne viel besser als die schlichte Fügung: „Das Gebirge lag im Dämmerlicht.“ Das Beiwort ist der Feind des Hauptwortes, sagte Voltaire; es darf nur stehen, wenn es der Aussage etwas hinzufügt, wenn es unumgänglich ist. Gerade hier zeigt sich wiederum der Meister des Stils. Wenn C. F. Meyer seine Novelle „Die Hochzeit des Mönchs“ mit dem Satz schließt: „Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg“, so ersetzt sein Beiwort „fackelhell“ eine ganze Umschreibung; an solchen Stellen zeigt sich die Suggestivkraft meisterhaften Stils. — Das Hauptvergehen gegen sprachliche Knappheit besteht im Schwulst aller Tarnungen und Schattierungen, im „Gedröhn der Phrase, in der aufgeputzten Hoffart des Stilgecken“ (L. Reiners), im verschwommenen Gefasel des Unklaren. Wortmacherei, unnötige Nebensätze, versteckte Tautologien und Pleonasmen, überflüssige Partizipien (die *gemachten* Erfahrungen!), Flickwörter, müßige Wörter eitler Bescheidenheit, Wiederholungen — sie alle mißachten die Forderung des knappen Ausdrucks. Natürliche und schlichte Anmut im Ausdruck, knapper Stil fordern scharfes Denken, Zeit und kritische Einstellung. Dessen war sich Goethe bewußt, als er einen Brief an seine Schwester Cornelia wie folgt begann: „Da ich keine Zeit habe, Dir einen kurzen Brief zu schreiben, schreibe ich Dir einen langen.“ Den Gedanken hat er von einem der größten Stilisten aller Zeiten, von Cicero, übernommen. — Zur sprachlichen gesellt sich die sachliche Kürze, d. h. der gute Stil beschränkt sich auf

die Mitteilung des Nötigen. Der Belesene könnte einwenden, der Grundsatz „Repetita placent“ gelte noch immer und in Goethes „Faust“ heiße es: „Du mußt es dreimal sagen!“ Gewiß, Repetita placent, aber nur, wo die Wiederholung als Kunstmittel gebraucht wird und wohltut. Und der Spruch aus dem „Faust“ geht immerhin durch den Mund Mephistos, des Teufels! Der gute Stilist also sagt nur das Notwendige, und er sagt es knapp, klar, lebendig und treffend.

Die bedrückten Wiedertäufer

Ein Bericht „Die Täufer im Berner Jura“ von O. F. in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (27. August 1968, Nr. 489) hat im Welschland ein bemerkenswertes Echo gefunden — sachlich und verständnisvoll zugleich, wie es jener Bericht selber war. Wir geben den Aufsatz der Waadtländer Zeitschrift „La Nation“ im folgenden übersetzt, aber vollständig wieder; sein Originaltitel war „Les anabaptistes opprimés“. Wir tun es deshalb, weil uns die darin gezogenen Schlußfolgerungen bedeutungsvoll erscheinen: Der Verfasser betont einerseits die Unersetzlichkeit des Gebietsgrundsatzes für die Erhaltung des Sprachfriedens in der Schweiz, tritt aber anderseits doch für eine gewisse Schonung der deutschsprachigen Täufer im Berner Jura ein. Den Regierenden in Bern möchte man nahelegen, gerade die mit Recht betonte „haute valeur civique“ (wir übersetzen: Bürgertugend) dieser winzigen Minderheit, deren Schulen die Eigenart des Juras nie zu gefährden vermögen, nicht außer acht zu lassen und die Täufer nicht einfach der von den Separatisten diktierten „Staatsräson“ zu opfern. Die Duldsamkeit der Jurassier gegenüber den deutschsprachigen Täufern dürfte als Prüfstein der eidgenössischen Gesinnung gelten.

*

„Der Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», Otto Frei, fährt mit der Erkundung der welschschweizerischen Kantone fort und nimmt uns auf die Entdeckungsfahrt mit. Er hat sich diesen